Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 14

Artikel: Der Gefangene
Autor: Galsworthy, John
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gefangene

Von John Galsworthy

An einem schönen Tag im Frühsommer, noch ehe die Vögel ihr Frühlingslied zum letztenmal sangen und die letzten Blüten von den Bäumen fielen, saßen wir in einem Garten in London. Plötzlich sagte unser Freund:

„Horch! Das ist ja ein Distelfink!" Es waren viele Schwarzamseln, Drosseln und Meisen im Garten und des Nachts eine Eule; auch ein Christoph Columbus von einem Kuckuck, der dieses grüne Fleckchen Erde für die Gefilde von Kent und Surrey hielt, verirrte sich regelmäßig einmal im Jahr hierher; aber einen Distelfink hatte man hier noch nie gesehen.

„Ich höre ihn — dort drüben!" sagte unser Freund wieder, erhob sich und ging auf das Haus zu. Als er zurückkam, setzte er sich wieder zu uns und bemerkte:

„Ich wußte nicht, daß ihr einen Vogel im Käfig haltet!" Wir erklärten ihm, daß unsere Köchin einen Kanarienvogel besitze.

„Einen Bastard!" sagte er kurz.

Eine tiefe Erregung, die keiner von uns recht begreifen konnte, hatte ihn anscheinend erfaßt.

Plötzlich brach es aus ihm hervor:

„Ich kann es nicht ertragen, daß man etwas Lebendiges — Tier, Vögel oder Menschen — in einen Käfig einsperrt. Ich hasse den Anblick, ja schon den Gedanken daran." Er sah uns zornig an, als hätten wir ihm in hinterlistiger Weise dies Geständnis entlockt, und fuhr rasch fort:

„Vor einigen Jahren besuchte ich mit einem Freund, der soziale Einrichtungen und Verhältnisse kennenlernen wollte, eine deutsche Stadt. Eines Tags schlug er mir vor, ein Gefängnis mit ihm zu besichtigen. Ich hatte damals noch keines gesehen und willigte ein. Es war ein Tag gerade wie der heutige — ein vollkommen klarer Himmel, und alles lag in einem frischen Sonnenglanz, wie man ihn nur in einigen Gegenden Deutschlands sehen kann. Das Gefängnis, inmitten der Stadt war von sternförmiger Gestalt, eines von jenen, die man drüben nach dem Plan von Pentonville gebaut hat. Das System, erklärte man uns, war dasselbe, nach dem hier vor vielen Jahren gearbeitet wurde. Die Deutschen waren damals und sind zweifellos heute noch von der Idee besessen, ihre Gefangenen in vollkommener Einsamkeit halten zu müssen. Damals jedoch erblickten sie darin ein neues Spielzeug und widmeten sich ihm mit jener fanatischen Gründlichkeit, die ihnen besonders eigen ist. Ich will keine Beschreibung der Anstalt geben oder dessen, was wir dort sahen; ich muß sagen, daß sie ausgezeichnet geleitet wurde, soweit dies bei einer so entsetzlichen Einrichtung möglich ist; der Direktor machte jedenfalls einen günstigen Eindruck auf mich. Ich will nur etwas erzählen, das ich nie wieder vergessen kann, weil es mir für ewige Zeiten als Symbol der Gefangenschaft aller Lebewesen, Menschen oder Tiere, großer oder kleiner, vor Augen stehen wird."

Unser Freund hielt eine Weile inne; dann fuhr er mit noch tieferer Erregung in der Stimme fort, als müßte er sich Gewalt antun, aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung herauszutreten.

„Wir hatten bereits das ganze düstere Gebäude besichtigt, als der Direktor meinen Freund fragte, ob er einen oder zwei der lebenslänglich Eingekerkerten zu sehen wünsche.

‚Ich will Ihnen einen zeigen', sagte er, ‚der schon seit siebenundzwanzig Jahren hier ist. Sie können sich wohl denken' — ich erinnere mich noch genau seiner Worte —, ‚daß die lange Gefangenschaft ihn allmählich aufgebraucht hat.' Während wir nach der Zelle des Sträflings gingen, erzählte man uns seine Geschichte. Er war bei einem Kunsttischler in der Lehre gewesen und hatte sich noch als Junge einer Einbrecherbande angeschlossen, um seinen eigenen Herrn auszurauben. Bei dem Diebstahl ertappt, hatte er blindlings zugeschlagen und seinen Meister auf der Stelle getötet. Er wurde zum Tode verurteilt, aber dank irgendeiner Hoheit, die der Anblick von Leichen — wenn ich nicht irre, bei der Schlacht von Sadowa — aus der Fassung gebracht, zu lebenslänglichem Kerker begnadigt.

Als wir in seine Zelle traten, stand er, in seine Arbeit vertieft, vollkommen ruhig da. Er sah aus

wie ein Mann von sechzig, obwohl er nicht mehr als sechsundvierzig sein konnte, — eine gebeugte, zitternde, verwitterte Gestalt, in einer dunkelgrauen Schürze. Sein Gesicht hatte die gleiche mehlige Farbe, das gleiche mehlige Aussehen wie die Gesichter aller Gefangenen. Seine Züge waren so verwischt, daß sie ganz ausdruckslos schienen; die Wangen waren hohl; die Augen groß, doch ihrer Farbe kann ich mich nicht mehr entsinnen, wenn sie überhaupt eine Farbe hatten. Als wir einer nach dem andern durch die eiserne Tür eintraten, nahm er seine runde Mütze ab, die ebenfalls dunkelgrau war, wie alles um ihn her, und wir sahen seinen staubigen, fast kahlen Kopf, der nur noch wenige borstige Grauhaare zeigte; er stand in dienstbereiter Haltung da und starrte uns demütig an. Wie eine Eule war er, die vom Tageslicht geblendet wird. Habt ihr jemals ein kleines Kind gesehen, das zum erstenmal krank ist — voll Staunen und ängstlicher Bestürzung über seine eigenen Schmerzen? Gerade so blickte er uns an, aber dabei mit solch unendlicher Güte! Wir hatten viele Gefangene gesehen, doch er war der einzige, dessen Antlitz diese ungeheuerliche Güte zeigte. Auch der Ton seiner Stimme: ‚Ja, Herr Direktor' — ‚Nein, Herr Direktor' — so sanft und hoffnungslos — sie klingt mir wieder im Ohr — keine Spur von Willenskraft besaß er mehr!" Unser Freund hielt inne und runzelte die Stirn bei dem angestrengten Nachdenken, sich die Szene wieder zu vergegenwärtigen. Bald fing er wieder an: „In der Hand hielt er ein Stück steifes Papier, worauf er das Neue Testament in Blindenschrift abschrieb. Als er mit seinen magern Fingern über die Zeilen hinfuhr, um uns zu zeigen, wie leicht die Blinden sie zu lesen vermöchten, konnte man bemerken, daß seine Hände so staubig wie die eines Müllers aussahen. In der Zelle war nichts, wovon dieser Staub hätte herrühren können, und es schien mir, als wäre es gar nicht Staub auf seinen Händen, sondern die Ausscheidung dieser menschlichen Pflanze, die hinwelkte, in Staub zerfiel. Während er das Blatt Papier emporhielt, bebte es wie die Schwingen eines Insekts. Einer von uns fragte, wer das betreffende System erfunden habe; und nannte ein paar Namen. ‚Nein, nein,' sagte er, und zitternd vor Eifer quälte er sich, den richtigen Namen zu finden. Schließlich ließ er den Kopf sinken und murmelte: ‚Ach, Herr Direktor, ich kann nicht!' Dann, sich förmlich überstürzend, stieß er auf einmal den Namen hervor. In diesem Augenblick sah er zum erstenmal wirklich wie ein Mensch aus. Niemals vorher hatte ich den Wert der Freiheit so klar erkannt, die wahre Bedeutung unseres Umgangs mit andern Menschen, die Notwendigkeit für den Geist, sich ununterbrochen durch Aug und Ohr zu betätigen; durch den Zwang, sich erinnern zu müssen und das zu verwerten, was im Gedächtnis haften bleibt. Dieser Mensch hatte eben nie im Leben sein Gedächtnis nötig gehabt; er war wie eine Pflanze, die an einem Ort wuchs, wo kein Tau sie befeuchten konnte. Das Leuchten, das bei der bloßen Erinnerung eines Namens über sein Gesicht glitt, wirkte wie der Anblick eines einzigen grünen Blättchens, das der Wurzel eines verdorrten Strauchs entsprießt. Ich sage euch, es ist wunderbar, was der Mensch aushalten kann — mehr als jedes andere Lebewesen!"

Unser Freund erhob sich und begann auf und ab zu gehen.

„Seine Welt war nicht groß, etwa vierzehn Fuß lang und acht Fuß breit. Siebenundzwanzig Jahre hindurch hatte er darin gelebt, ohne auch nur eine Maus zum Freund zu haben. Im Gefängnis wird alles gründlich besorgt. Bedenkt nur, welch ungeheure Lebenskraft der menschliche Organismus besitzen muß, wenn ein Mann das aushalten soll . . . Was glaubt ihr," fuhr er fort und wandte sich uns zu, „hat dieses Restchen seiner Vernunft lebendig erhalten? — Nun, ich will's euch sagen. Während wir noch immer seine Blindenschrift betrachteten, zeigte er uns ein Holzbrett vom Umfang einer größeren Photographie. Es war das Bild eines jungen Mädchens, das inmitten eines Gartens saß, mit leuchtenden Blumen in der Hand. Im Hintergrund sah man einen schmalen, gewundenen Fluß, der mit Schilf bewachsen war, am Wasser stand ein merkwürdiger Vogel, fast wie ein Rabe anzuschauen, und neben dem Mädchen ein Baum mit großen, hängenden Früchten, seltsam symmetrisch gezeichnet, so wie noch nie ein Baum gewachsen war, und doch lag etwas darin, das man in allen Bäumen findet, — es scheint, als hätten sie eine

Seele und wären die Freunde des Menschen. Das Mädchen starrte uns gerade ins Gesicht mit ganz runden blauen Augen, und die Blumen, die es in der Hand hielt, schienen uns ebenfalls anzustarren. Mir kam vor, als ob das ganze Bild voll von — wie soll ich es nur nennen? — voll von Staunen und Verwunderung wäre. Es zeigte die primitiven Farben und die unzulängliche Linienführung der frühen italienischen Meister, und wie bei diesen konnte man sehen, daß der Schöpfer die Schwierigkeiten der Ausführung nur durch liebevollste Hingabe bewältigt hatte. Einer von uns fragte ihn, ob er schon vor seiner Verurteilung Zeichnen gelernt habe, doch der arme Kerl mißverstand die Frage. ‚Nein, nein,' erklärte er, ‚der Herr Direktor weiß ja, daß ich kein Modell hatte, es ist ein Phantasiebild!' Und das Lächeln, das über sein Gesicht huschte, hätte selbst einen Teufel zu Tränen rühren können. In dieses Bild hatte er alles hineingelegt, wonach sein Herz sich sehnte — Frauen, Blumen, Vögel Bäume, blauen Himmel und fließendes Wasser — und das große Staunen seiner Seele, daß er von all dem ausgeschlossen war. Achtzehn Jahre lang, sagte man uns, habe er daran gearbeitet und immer wieder sein Werk zerstört, um es von neuem anzufangen, bis nach zahllosen Versuchen dieses Bild zustande gekommen war. Ein Meisterstück! Ja, hier hauste er schon seit siebenundzwanzig Jahren, lebenslänglich dazu verdammt, lebendig begraben zu sein — ohne Gesicht, Gehör, Geruch gebrauchen, ohne Fühlung mit Natur oder Menschen nehmen zu können, selbst ohne jede Erinnerung daran; und seine ausgehungerte Seele hatte diese Vision eines jungen Mädchens hervorgezaubert, mit den Augen voll von Staunen und mit Blumen in der Hand. Der höchste Triumph des menschlichen Geistes und das höchste Zeugnis für die Macht der Kunst, das ich je erlebt habe." Unser Freund lachte kurz auf: „Aber so fühllos und abgestumpft sind wir Menschen, daß es mir im Augenblick gar nicht zum Bewußtsein kam, was für Qualen und Martern dieser Mann durchzumachen hatte. Doch bald darauf begriff ich's. Ich sah gerade seine Augen, als er dem Direktor eine Frage nach seiner Gesundheit zu beantworten versuchte. Mein Lebtag werde ich den Anblick dieser Augen nicht wieder vergessen. Sie waren die verkörperte Tragödie — all die endlosen Jahre des Schweigens und der Einsamkeit, die er durchlebt hatte, all die endlosen Jahre, die ihm noch bevorstanden, ehe sie ihn auf dem Kirchhof draußen begruben, starrten uns daraus entgegen. Es lag so viel überwältigendes Elend in ihnen, wie ich es so ungeheuerlich in den Augen aller freien Menschen zusammen noch nicht gesehen habe. Ich konnte den Anblick nicht ertragen und eilte aus der Zelle. Seit damals fühle ich, was die Russen bei ihren Rückfällen in die Barbarei fühlen sollen: wie das Leiden heilig macht! Ich fühlte, daß wir uns alle vor ihm hätten beugen sollen; daß ich, obgleich frei und rechtschaffen, doch nur ein Scharlatan, ein Sünder war angesichts dieses lebendig Gekreuzigten. Was immer er auch verbrochen hatte — ganz gleich, was er war — gegen diesen armen verlorenen Menschen war so gesündigt worden, daß ich mir wie der Schmutz unter seinen Füßen vorkam. Wenn ich an ihn denke — so viel ich weiß, ist er noch immer dort —, faßt mich etwas wie Raserei gegen mein eigenes Geschlecht. Dann fühle ich den ganzen unendlichen Jammer aller eingekerkerten Geschöpfe in der Welt."

Unser Freund wandte sich ab und schwieg geraume Zeit.

„Wie ich mich erinnere," hob er wieder an, „fuhren wir auf dem Rückweg durch den Stadtpark. Dort war alles frei und hell; alle möglichen Bäume — Linden, Blutbuchen, Eichen, Sykomoren, Pappeln, Birken und Apfelbäume — die in voller Blüte standen, strömten ihren Duft aus; jeder Zweig, jedes Blatt schien vor Freude zu leuchten. Der Park war voll von Vögeln, den Symbolen der Freiheit, die im Sonnenlicht umherflogen und nach Herzenslust sangen. Ja, es war so schön wie ein Märchen. Und ich mußte daran denken, wie in der ganzen Natur nur Menschen und Spinnen andere Geschöpfe so andauernd und langsam zu Tode quälen, und wie nur der Mensch kalten Bluts an seiner e i g e n e n Art so handelt. So viel ich weiß, ist das eine naturgeschichtliche Tatsache und ich kann euch nur sagen: Wer je wie ich das ungeheuerliche Elend in den Augen jenes Mannes erblickt hat, kann nie wieder wie zuvor der Menschheit gegenüberstehen.

Am gleichen Abend saß ich in einem Café am Fenster; Musik, Unterhaltung und Gelächter scholten durch den Raum. Ich sah die Leute auf der Straße vorbeigehen: Kommis und Ladenmädchen, Soldaten, Kaufleute, Beamte, Geistliche, Bettler, Aristokraten, Lebedamen. Aus den Fenstern fiel heller Lichtschein auf die Straße, und die Bäume, deren Blätter sich leise bewegten, hoben sich dunkel von dem wundervollen, tiefblauen Nachthimmel ab. Aber meine Gedanken weilten ganz wo anders. Immer wieder sah ich das bleiche, gütige Gesicht des armen Teufels, seine Augen, seine staubigen, zitternden Hände vor mir und das Bild, das er dort in der Hölle gemalt, wollte mir nicht aus dem Sinn. Und jedesmal, wenn ich ein Lebewesen, Mensch oder Tier, eingekerkert sehe oder von dem einsamen Dasein eines Gefangenen höre, steht mir das Bild wieder vor Augen."

Unser Freund schwieg. Bald darauf erhob er sich, und nach ein paar entschuldigenden Worten ging er fort.

DS GLÜGG

D. Kundert

Ds Glügg isch we-ne Spinnefade,
glitzerig vum Tau,
Träum tuets eim vor d'Auge spienggle,
goldi, himmelblau.

Ds Glügg isch we-ne Spinnefade,
wo dr Tau dri glänzt;
's chunnt e wilde, ruche Chefer —
ds Fädeli het geschränzt!

Alte Frauen

Eine Geschichte von Katja

Fräulein Emilie Weber saß strickend in ihrem alten, ererbten Lehnstuhl am Fenster und blickte hin und wieder hinab in die feuchte, lichtarme Gasse, in der sie schon seit vielen Jahren ein enges Zimmerchen bewohnte. Dabei grübelte sie über ihr freudloses Dasein nach; denn Emilie Weber gehörte zu jenen Armen, die allein in der Welt stehen und bei deren Tod kein Mensch eine mitleidige Träne weint.

Während die Jungfer ihren trüben Gedanken nachging, schreckte sie plötzlich ein Geräusch auf. Sie hob den mageren, runzligen Kopf und horchte. Aus dem Nebenzimmer drang der Lärm eines hohlen Hustens, der so schaurig wie das Bellen eines leidenden Tieres tönte.

„Die Arme", sagte Emilie Weber leise, „wer mag sie nur sein?" Sie kannte die Mieterin des anstoßenden Zimmers nicht; sie wußte nur, daß sie Frau Thomas hieß, was aus dem handgeschriebenen Schild an der Türe zu ersehen war.

Für einen Augenblick wurde es still. Schon wollte Emilie Weber ihre Gedanken weiterspinnen, als von neuem das schaurige Bellen einsetzte, und zwar so, als wollte es nicht mehr enden. Die Alte erschauderte, und ihr war, als erdrosselte nebenan der Tod sein Opfer. Und während sie bangend hinhorchte, fiel ihr ein, daß die Kranke ganz allein war, daß niemand sich um sie bekümmerte und ihr Hilfe brachte. Da legte sie ihr Strickzeug in den Korb, stand mühsam auf und humpelte in den Korridor, wo sie eine Weile lauschend stehen blieb. Wieder vernahm sie deutliches Stöhnen, und kurz entschlossen trat sie ein.

Im matten Dämmerlicht vermochte sie nur die Umrisse der verschiedenen Möbelstücke zu erkennen, und erst als sie dem Husten nachging, bemerkte sie auf dem Plüschsofa zwischen Bett und Fenster die zusammengekauerte Gestalt einer Frau. Die Kranke schien sie nicht gehört zu haben; denn als das alte Fräulein plötzlich vor ihr stand, schrak sie auf, während das Kissen ihren Händen entglitt, das sie gegen die Brust gedrückt hatte. Dabei sah sie aus großen Augen auf die Eingetretene, unfähig ein Wort zu sprechen.

Ohne weitere Umstände setzte sich Emilie Weber zu ihr auf die quietschenden Federn, faßte sie bei den Schultern und klopfte ihr den Rücken. „So, so," sagte sie, „das wird gleich besser; atmen Sie schön ruhig, entspannen Sie sich ganz." Und wirklich, die Luftwege wurden frei, und die Hustende ließ erschöpft die Arme sinken.